

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Diez, Karlheinz / Hartmann, Richard / Müller, Christoph G. / Odenthal (eds.), Andreas: *Kirche und Gemeinde. Wie kommen Christen zusammen? Theologische Überlegungen zum pastoralen Prozess im Bistum Fulda*. It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Richard Hartmann

Wieviel Gemeinde braucht ein Christ? Zur Rolle des Einzelnen in der Gemeindebildung

In: Diez, Karlheinz Diez / Hartmann, Richard / Müller, Christoph G. / Odenthal, Andreas (eds.):

*Kirche und Gemeinde. Wie kommen Christen zusammen? Theologische Überlegungen zum pastoralen Prozess im Bistum Fulda*, 39–61

Frankfurt am Main: Knecht 2004 (Fuldaer Hochschulschriften 46)

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Nomos: <https://www.nomos.de/urheberrecht/>

Your IxTheo team

---

Liebe\*r Leser\*in,

dies ist eine von dem/der Autor\*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Diez, Karlheinz / Hartmann, Richard / Müller, Christoph G. / Odenthal, Andreas (Hg.): *Kirche und Gemeinde. Wie kommen Christen zusammen? Theologische Überlegungen zum pastoralen Prozess im Bistum Fulda* erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das die Autorin zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch nicht das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Richard Hartmann

Wieviel Gemeinde braucht ein Christ? Zur Rolle des Einzelnen in der Gemeindebildung

In: Diez, Karlheinz Diez / Hartmann, Richard / Müller, Christoph G. / Odenthal, Andreas (Hg.):

*Kirche und Gemeinde. Wie kommen Christen zusammen? Theologische Überlegungen zum pastoralen Prozess im Bistum Fulda*, 39–61

Frankfurt am Main: Knecht 2004 (Fuldaer Hochschulschriften 46)

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Nomos Verlags publiziert:

<https://www.nomos.de/urheberrecht/>

Ihr IxTheo-Team

# Wie viel Gemeinde braucht ein Christ?

*Zur Rolle des Einzelnen in der Gemeindebildung*

*Von Richard Hartmann*

## ***1. Menschen werden wieder Christen auch außerhalb der Gemeinden :***

### ***Kirchenladen: Ort des Wiedereintritts – Ein neues Phänomen***

So sehr sich in den letzten vier Jahrzehnten das Paradigma „Gemeinde“ als erster Ort der Kirche und des Christseins durchgesetzt hat, so sehr muss es heute auch mehr und mehr in Frage gestellt werden. Selbst Christ-Werden geschieht nicht mehr ausschließlich in der Gemeinde oder Pfarrei<sup>1</sup>. Nachdem in Praxis und Bewusstsein der Kirchenaustritt nicht in der Pfarrei erklärt werden kann und muss, haben sich in den letzten Jahren sowohl im katholischen, wie stärker noch im evangelischen Bereich außerpfarrliche und außergemeindliche Formen des Kircheneintritts entwickelt:

Als Beispiel eine Pressemitteilung des Evangelischen Pressedienstes (epd), hier aus der Fuldaer Zeitung vom 19. 4. 2003:

---

<sup>1</sup> Eine erste Begriffsklärung ist notwendig:

„**Pfarrei**“, staatskirchenrechtlich genauer „Kirchengemeinde“ ist die *rechtlich* errichtete unter der *Leitung eines Pfarrers* stehende kirchliche Sozialform. Wir verstehen hier fortlaufend mit diesem Begriff nur die Territorialpfarrei gemäß CIC, c. 515 § 1: „Die Pfarrei ist eine in der Teilkirche für ständig eingerichtete bestimmte Gemeinschaft von Christgläubigen, deren Hirtensorge unter der Autorität des Diözesanbischofs einem Pfarrer als dem eigenberechtigten Hirten derselben anvertraut ist.“ Sind **Personalpfarreien** gemäß CIC, c. 518 gemeint, wird dies ausdrücklich benannt: „Nach allgemeiner Regel ist eine Pfarrei territorial bestimmt, das heißt, sie muss alle Christgläubigen eines bestimmten Gebietes umfassen; wo es aber angeraten erscheint, sind Personalpfarreien zu erreichen, die aufgrund des Ritus, der Sprache, der Nationalität oder der Christgläubigen eines bestimmten Gebietes oder auch aus einem anderen Grund bestimmt sind.“

„**Gemeinde**“ meint stärker die *gemeinschaftlich* und *sozial erlebbare* Sozialform von Kirche, die zeitweise im Konzept der Pfarrfamilie für jede Pfarrei angestrebt worden ist. Gemeinde kann sich jedoch als solche noch in ganz anderen sozialen Bezügen zusammenfinden.

## **Kirchenladen verzeichnet 200 Wiedereintritte**

DARMSTADT. Der Darmstädter Ökumenische Kirchenladen Kirche & Co hat den 200. Wiedereintritt in die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) verzeichnet. Dies teilte das evangelische Dekanat Darmstadt-Stadt am Donnerstag mit. Das 200. neue Kirchenmitglied, ein Mittvierziger, habe seinen Wunsch unter anderem damit begründet, dass er an der „Kirche Martin Niemöllers“, so seine Formulierung, „das demokratische Prinzip und die gesellschaftskritische Position“ schätze.

Die seit November 2000 in dem Laden bestehende bisher einzige Wiedereintrittsstelle wird seit März von der Sozialarbeiterin und Gemeindepädagogin Nikola Beth (33) geleitet. epd

Ein Wiedereintritt in die Kirche ist in vielen Fällen ein sehr privater Akt. Es gibt zum Teil ausdrückliches Interesse daran, dass die Menschen im nahen Feld der Pfarrei gar nicht wissen, ob jemand zur Kirche gehört oder nicht<sup>2</sup>. Streitbar wurde dies immer wieder ausgehandelt, wenn einzelne Pfarreien das Recht beanspruchten, Kirchenaustritte öffentlich bekannt zu geben. Sollte in der positiven Interpretation die Gemeinde nur – quasi nach innen – kundtun, wer zu ihr gehört und wer eben nicht, so konnte auf der anderen Seite gerade in konfessionell starker Umwelt, die Bekanntmachung fast der mittelalterlichen Stellung an den Pranger entsprechen.

Die von etlichen Zeitgenossen vor allem in den Städten gesuchte Distanz und Anonymität hat ihre Konsequenzen für das Selbstverständnis der Kirche. Wenn die Kirche nicht von vorn herein alle Menschen, die etwas scheuer sind, die vielleicht gerade darum für sich und ihre psychische Balance mehr Distanz brauchen, aus der Würde des Christseins ausschließen will, dann braucht sie auch andere Formen kirchlicher „Gemeinde“bildung. Vor allem in den Großstädten sind dies dann Orte wie „Kirchenläden“ oder andere Einrichtungen der „City-Seelsorge“ als niederschwellige und offene Formen kirchlicher Begegnung.<sup>3</sup> Begriffe wie Passantenpastoral<sup>4</sup> und Citypastoral bezeichnen diese Formen.

---

<sup>2</sup> Im Rahmen einer Eheschließung eines Katholiken mit einer aus der Kirche ausgetretenen Frau wurde ich ausdrücklich und intensiv gebeten, den Eltern der Braut auch nicht den Anlass der Vermutung zu bieten, dass die Tochter ausgetreten sei.

<sup>3</sup> Vor allem Michael N. Ebertz weist seit längerem auf ein Kirche-Sein in den Zwischenräumen hin. S. z. B. Michael N. EBERTZ: Aufbruch in der Kirche : Anstöße für ein zukunftsfähiges Christentum. Freiburg i. Br.: Herder, 2003. In diesem Sinn begleitet er u. a. auch seit etlichen Jahren den im Dekanat Mainz etablierten Prozess „LOS: Lebensortorientierte Seelsorge“.

Weiteres siehe auch bei Rudolf VÖGELE: Mut zum Aufbrechen : Impulse für ie Zukunft der Gemeinde. Freiburg. Br. : Herder, 2003 und bei Erich PURK (Hg.): Ortswechsel: Auf neue Art Kirche sein. Stuttgart: kbw, 2003.

<sup>4</sup> S. vielfältige Überlegungen beim Kölner Systematiker Hans-Joachim Höhn.

## *2. Kirchliche Orte außerhalb der Ortsgemeinde*

Dass solche kirchlichen Orte außerhalb der Pfarrei nicht neu sind, muss in der jüngeren Zeit erst wieder in Erinnerung gerufen werden. Die Selbstverständlichkeit des Pfarrzwangs ist gerade 200 Jahre alt, auch wenn schon mit dem Tridentinischen Konzil im 16. Jahrhundert die Wege dorthin vorbereitet worden waren und die Ursprünge eines Zuständigkeitsdenkens, das Pfarrei vorrangig rechtlich ordnen wollte, bereits in der konstantinischen Wende begründet sind.

Doch gab und gibt es ein klares Selbstverständnis etlicher geistlicher Gemeinschaften, die sich selbst unbefragt als Orte eigenen genuinen Christseins verstanden und verstehen. Die typischsten Formen sind die großen Klöster und Abteien, die ihr Leben in Gemeinschaft geradezu als Muster christlicher Berufung entfalten.

Personalgemeinden, auch wenn sie nicht kanonisch verfasst sind, durchbrechen ebenso das Territorialprinzip. Vorrangig muss hier an die Militärpfarreien gedacht werden, die ja einen eigenen rechtlich sicheren Status haben. In anderer Weise aber in ähnlichem Konstrukt waren über etliche Jahrzehnte die „Ausländischen Missionen“ später die „Gemeinde von Katholiken fremder Muttersprache“ konstruiert. Auch die verschiedenen Studenten- und Hochschulgemeinden haben sich ausdrücklich als Gemeinde definiert<sup>5</sup>. Weniger begriffssicher beschreiben sich die „Gemeinden“, die sich um Akademien, geistliche Häuser oder spezifische Zielgruppenangebote entwickeln. Als Beispiel für die letztgenannte Form möchte ich auf den Künstlergottesdienst, sonntags abends in der Katholischen Akademie in Berlin hinweisen.

Eine eigene und nicht unwichtige Rolle im deutschen Katholizismus spielen die katholischen Verbände. So sehr immer wieder einmal versucht wurde, sie nur als „Untergliederungen“ in den Pfarreien zu vereinnahmen, so sehr haben einige von ihnen doch einen hohen Grad an Identifikation und kirchlichem Selbstbewusstsein entwickelt. Deutlich wurde dies in den 70er Jahren in den Diskussionen der katholischen Jugendverbände, die sich selbst z. B. als „Katholische Junge *Gemeinde*“ definierten und immer wieder darauf hinwiesen, dass etliche junge Leute sich zwar bei ihnen kirchlich beheimatet fühlten, nicht jedoch in den zu groß, zu anonym, zu steif und konservativ erscheinenden Pfarreien. Sogar für die Sakramentenkatechese und die Sakramentenfeier haben sich mehr und mehr überregional wirkende und sich treffende Verbände als eigene Orte entwickelt. So gibt es bei kirchlichen Familienfreizeiten Erstkommunionsfeiern der Kinder oder, wie meines Wissens das erste Mal vor ca. 3 Jahren in der „Gemeinschaft katholischer Männer und Frauen im Bund Neudeutschland“ praktiziert einen bundesweit organisierten und begleiteten katechetischen Kurs zur Firmvorbereitung und dann die gemeinsame Firmung durch Weihbischof Dick in Oberwesel bei einem Familienwochenende.

Allein das Vorkommen solcher Praxis reicht jedoch noch nicht für seine Legitimation. Vielmehr muss von diesen allgemeinen Beobachtungen ausgehend die Grundfrage gestellt werden: Muss ein Katholik aktives Mitglied einer Ortsgemeinde sein?

Dies soll nun nach der thomasischen Art der Disputatio vorgelegt werden: Auf die genaue Fragestellung (Quaestio) folgen die Berufung auf die kirchliche Autorität (thesis auctoriatis), weitere Erwägungen (propterea) und die Antwort (respondeo).

---

<sup>5</sup> Vgl. Richard HARTMANN: Welche Zukunft hat die Hochschulgemeinde? Freiburg: Herder, 2000.

### *3. Quaestio : Muss ein Katholik aktives Mitglied einer Ortsgemeinde sein?*

Die Frage scheint klar. Und sie wird gerade von den in den Gemeinden sehr engagierten Mitchristen mit einem einfachen „Ja“ beantwortet. Sowohl in der meist vorhandenen Motivation von Neuzugezogenenbesuchen, diese nämlich in die Gemeinde hinein zu integrieren, als auch in den mehr oder weniger verdeckten gemeindekatechetischen Ansätzen wird dies ausagiert. Die Teilnahme an den Gottesdiensten der Gemeinden ist das mindeste Ziel, das wenigstens für die Zeit der Vorbereitung angestrebt wird. Manche Elternabende werden seitens der verantwortlichen haupt- und ehrenamtlich Tätigen geradezu mit Adлераugen auf der Suche nach zu gewinnenden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern durchgeführt.

In den momentanen Diskussionen über Schwerpunktverlagerungen aufgrund der geringeren Zahl von Priestern und Hauptamtlichen findet sich bei vielen die Vorentscheidung in der Forderung, möglichst alle Priester in die Pfarreien zu setzen. Landläufig stellt sich also die Frage gar nicht, ob andere Orte und Sozialformen bedacht oder gar neu initiiert werden müssen. Sie gilt von vornherein als entschieden und beantwortet: Der Ort der Kirche ist die Pfarrgemeinde.

Gerade darum halte ich deutlich und ausdrücklich dagegen:

Die Kirchengemeinde als Ort des Glaubens und des Engagements darf nicht verabsolutiert werden. Schon am Anfang unserer Überlegungen habe ich auf ganz andere Wege des Christseins hingewiesen, die es jetzt zu explizieren gilt. Nicht nur der ist ein guter Christ, der von der Wiege bis zur Bahre in engem Kontakt zu seiner Gemeinde lebt und sich engagiert!

Der früher häufig gebrauchte Leitsatz „Wer mitmacht erlebt Gemeinde“ ist zwar richtig, aber nur in einer Richtung. Gemeinde und mehr noch Kirche sollte auch für andere erfahrbar sein und nicht jeder muss als Christ Gemeinde erleben.

### *4. Thesis auctoritatis*

Wie wird diese Frage im Laufe der kirchlichen Tradition behandelt und beantwortet? Wie stellt sie sich nach der offiziellen weltkirchlichen Position dar? Sowohl den Weltkatechismus<sup>6</sup> als auch das Kirchliche Recht, den Codex Iuris Canonici, wollen wir als offizielle und amtliche Autoritätsquellen berücksichtigen. Hier lesen wir:

„Die Laien haben, wie alle Gläubigen, kraft der Taufe und der Firmung von Gott den Auftrag zum Apostolat erhalten; daher haben sie das Recht und die Pflicht, *einzelnen oder in Gemeinschaft mit anderen* daran zu arbeiten, dass alle Menschen auf der ganzen Erde die Heilsbotschaft kennen lernen und aufnehmen.“ (KatKK 900, vgl. CIC 211)

Dieses erste Zitat verdeutlicht die Spannung, die die kirchliche Tradition aufbaut. Recht und Pflicht der Christgläubigen ist zwar das Apostolat, nicht jedoch die Form, in der es auszuüben ist. Das Wirken „in Gemeinschaft mit anderen“ und „einzelnen“ sind im Katholischen Katechismus ausdrücklich als Alternativen für die kirchliche Sendung genannt. Gerade der apostolische Dienst, wengleich biblisch und aus gutem Grund gerne in der Zweiergruppe<sup>7</sup>, ist gar nicht denkbar

---

<sup>6</sup> Katechismus der Katholischen Kirche. München: Oldenbourg, 1993 (KATKK).

<sup>7</sup> Lk 10, 1.

allein von der klassischen Gemeindebindung her. Aufbruch, missionarische Wanderschaft, aber auch geistliche Vertiefung in Formen der Einsiedelei sind ausdrückliche Formen neben der Gemeinde und außerhalb von ihr.

Dennoch verlangt die Autorität der Kirche eine Einheit mit der Kirche:

„Die Christgläubigen sind verpflichtet, auch in der Art, wie sie sich selbst verhalten, stets die Gemeinschaft mit der Kirche zu wahren.“<sup>8</sup>

Wie diese Einheit genau zu organisieren ist, muss dann weiter bedacht werden. Klar ist für den CIC, dass es für jeden Christen eine „zuständige Autorität“ gibt, in der Regel ein Bischof oder ein Ordensoberer<sup>9</sup>. Dies betrifft die rechtliche Seite. Jedoch – und genau dies gilt pastoral auf Dauer hin neu zu gliedern – muss diese Einheit mit der Kirche auch sozialpsychologisch und organisatorisch weiterhin gesichert sein. Wichtig ist in unserem Gedankengang: Die Gemeinde als Monokultur ist nicht die dazu notwendige und hinreichende Form.<sup>10</sup>

Eine weitere Diskussion ist mit den Autoritätsargumenten zu beleuchten. Der Empfang der „geistlichen Güter“ ist ein Recht, das den Christgläubigen zusteht. Verantwortlich sind dafür die geistlichen Hirten:

„Die Christgläubigen haben das Recht, aus den geistlichen Gütern der Kirche, vor allem aus dem Wort Gottes und den Sakramenten, Hilfen von den geistlichen Hirten zu erhalten.“<sup>11</sup>

Ist Kirche also dafür Dienstleister? Wie gehen die „geistlichen Hirten“ damit um, dass sie als solche „Tankstelle“ gebraucht werden? Die in den 70er / 80er Jahren geführte Diskussion um die Kriterien für die Zulassung zu den Sakramenten war, wie die ganze damalige kirchliche Landschaft, geprägt von der Erwartung des Gemeindeengagements. Dass jedoch andere Kriterien entwickelt werden müssen, nach denen die Dienste der Kirche erbracht werden, wird Stück um Stück einsichtig.

## *5. Propterea*

Die durch solche Orientierungen aufgestoßenen Türen entsprechen zudem in vielfacher Weise den Menschen unserer heutigen Gesellschaft. Auf vier Symptome und deren

---

<sup>8</sup> CIC, c. 209, § 1.

<sup>9</sup> Die bischöfliche Kirchenverfassung ist wiederum ortsgebunden, aber seitdem die Stadtkirche und die Bistumskirche nicht mehr identisch sind, seit der Aufgliederung der Pfarreien und der Ausdifferenzierung der Gemeinden nicht mehr einfach pfarreigebunden. Andererseits ist die römisch-katholische Kirche so verfasst, dass auch der lokale Aufenthaltsort für den Christgläubigen eine Relevanz hat. Außerhalb dieser ortskirchlich-bischöflichen Verfassung stehen dann die Ordensoberen, je nach Ordensverfassung, und eine Einrichtung wie das Opus Dei als Personalprälaten (CIC, c. 294 – 297).

<sup>10</sup> An dieser Stelle muss noch auf ein anderes Problem aufmerksam gemacht werden. Auch die einzelnen christlichen Gemeinden bedürfen heutzutage neue Formen der kirchlichen Communio. Trotz oder gar wegen und gegen kirchliche Rechtsnormen entwickeln sich in der Postmodernen Gesellschaft Gemeinden, die „sich selbst genug sind“, das heißt, die Einheit und Solidarität mit der „Gemeinschaft der Kirche“ nur begrenzt halten. Das heißt: Nicht nur die Einzelnen Christgläubigen, auch und gerade die ausdifferenzierten Gemeinden bedürfen eines neu formierten Einheitsprinzips.

<sup>11</sup> CIC, c. 213.

Deutungszusammenhänge möchte ich hier hinweisen.

1. Von vielen Seiten wird die von Francois Lyotard eingeführte Rede von der „Postmoderne“<sup>12</sup> bestätigt: Menschen unserer Tage sind nicht einfach nur durch vorgegebene Geschichten, durch den gesellschaftlichen Konsens haltende Metaerzählungen gebunden. Vielmehr prägt sie die Herausforderung der freien Wahl und Entscheidung. Jeder will und muss sich selbst entscheiden, wie er sein Leben entwirft, wie er den Sinn für sich definiert. Nachdem in der Aufklärung der Mensch sich aus selbstverschuldeter Unmündigkeit befreit hat, steht er nun in einer Autonomie, die ihm mit den möglichen Freiheiten auch die dazugehörige Orientierungslosigkeit oder Orientierungssuche präsentiert. „Ein Phänomen, das sich in empirischen Studien durchgängig zeigt, ist das Phänomen der ‚Religionskompositionen‘ (Paul M. Zulehner) in der Literatur als ‚Patchwork-Religiosität (Ribert Wuthnow) oder ‚Bricolage‘ (Danièle Hervieu-Légér, Thomas Luckmann) bekannt. Die Menschen haben keine homogenen, normierbaren und abgrenzbaren Weltanschauungen aus einem (logischen) Gott, sondern verbinden unterschiedlichste Elemente zu 8mehr oder weniger) komplexen bunten, vielfältigen und in sich widersprüchlichen Weltanschauungen.“<sup>13</sup> Von daher ist der Mensch gerade im institutionellen Umfeld, auch in den verfassten Religionen nur zu partieller Identifikation bereit. Einheitsbilder von Kirche und die feste Erwartung der Einbindung in deren Normen und Verhaltensweise sind ihm unsympathisch. Wenn ihm dann Kirche mit ganz unterschiedlichen Adaptionenpunkten begegnet, ist dies eine gute Möglichkeit des Einstiegs. Auch die weiteren Bemühungen des Glaubens Orientierung zu bieten, können dann allerdings immer im Modus der freien Annahme, Stütze und Weggeleit geben.
2. Die schon erwähnte Bricolage der Lebensentwürfe findet sich wieder in einem anderen Bedeutungszusammenhang, in einer kulturästhetisch orientierten Reflexion der Milieubildung, auf die uns Gerhard Schulze<sup>14</sup> in seinem Werk Erlebnisgesellschaft aufmerksam gemacht hat. Bei aller Problematik der genauen Abgrenzung einzelner Milieus, bleibt evident, dass die kirchlichen „Normalgemeinden“ längst nicht allen in ihren Ansprüchen und in ihrem Empfinden Heimat bieten können. Vielmehr ist sogar eine Verengung des kirchlichen Lebens auf einzelne wenige kulturästhetische Schemata zu befürchten. Auch vor diesem Hintergrund ist eine Pluralisierung kirchlicher Sozialformen ausdrücklich förderlich.
3. Die moderne Gesellschaft erfordert von vielen Zeitgenossen eine ausgesprochene Mobilität. Zur Gestaltung der eigenen Biographien bedarf es vorrangig der beruflichen Entfaltung wegen eine hohe Bereitschaft, „beweglich“ zu bleiben. Dies gilt sowohl lokal wie geistig. Nicht nur die Notwendigkeit aus beruflichen Gründen umzuziehen oder gar mehrere Orte für sich als Lebensraum zu erschließen, sondern auch die Bereitschaft sich auf dem Informationssektor „auf dem Laufenden“ zu halten, sind Bedingungen unserer Zeit. Somit zerbricht die klassische Gemeinde, in der ein Mensch von der Wiege bis zur Bahre seinen Platz hat ebenso wie das

---

<sup>12</sup> Siehe Wolfgang WELSCH: Postmoderne. I. Philosophisch. In: Lexikon für Theologie und Kirche<sup>3</sup>, Bd. 8. Freiburg i. Br.: Herder, 1999, Sp. 455 – 456.

Wolfgang WELSCH: Topoi der Postmoderne. In: Hans Rudi FISCHER (Hrsg.); Arnold RETZER (Hrsg.); Jochen SCHWEITZER (Hrsg.): Das Ende der großen Entwürfe. Frankfurt: Suhrkamp, 1992, S. 35 – 55.

<sup>13</sup> Christian FRIESL; Regina POLAK: Megatrend Religion? Neue Religiositäten in Europa. In: Regina POLAK (Hrsg.): Megatrend Religion? Neue Religiositäten in Europa. Ostfildern: Schwabenverlag, 2002, S. 26 – 36, hier S. 28. Sie weisen darauf hin, dass der Begriff Bricolage von Claude-Lévy Strauss als spezifisches Denken so genannter primitiver Völker genutzt wurde. Vgl. Claude LEVI-STRAUSS: Das wilde Denken. Frankfurt: Suhrkamp, 1968.

<sup>14</sup> Gerhard SCHULZE: Die Erlebnisgesellschaft : Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt: Campus, <sup>5</sup>1995 (1992).

klassische Gemeindekonzept, das sich über Generationen hin in fast unveränderlichen Ereignissen, Angeboten, Riten tradiert. Wie wird die Pluralisierung in all ihrer Notwendigkeit auch zusammenzuführen Bedingung, um Menschen kirchlich anzusprechen und ihnen Glaubensräume zu gestalten.

4. Einen letzten, ganz anderen Aspekt möchte ich noch zur Sprache bringen: Wo ist eigentlich der erste und wichtigste Lebensort der Menschen? Immer neu muss herausgearbeitet werden, dass Kirche nicht für sich selbst da ist, sondern als Kirche für die Menschen und die Welt unserer Zeit. Berufliche und familiäre Verpflichtungen, sowie Engagement in gesellschaftlichen Feldern machen vielen ein erwartetes Dauer-Engagement in der Pfarrei oder Gemeinde unmöglich. Und diese Verpflichtungen entspringen oft genug einer gläubigen Grundhaltung und Grundentscheidung. Gerade wer im beruflichen oder bürgerschaftlichen Bereich sich einbringen will, dort aus der christlichen Glaubenshaltung heraus gestalten will, erwartet dann von dem, was Organisationsberater gerne als Kerngeschäft bezeichnen, dem Gottesdienst und der sonntäglichen Verkündigung Anregung und Stärke und Trost oder Orientierung, nicht aber die stete Aufforderung, sich auch noch für die Gemeinde zu engagieren, also im Binnenraum zu bleiben. Die Liturgie, als öffentliche Feier des Gottesdienstes bedarf zwar der feiernden Gemeinde und des ordinierten Dienstes der Priester. Sie darf jedoch nicht missbraucht werden als „Brückenkopf“ mit dem steten moralischen Anspruch der Rekrutierung. Nicht wenige bedürfen der Gemeinde eben nur in sofern sie ihm ein Ort ist, um im Gottesdienst sich mit Gott und der Kirche in Treue zu verbinden. Und das ist legitim.

## ***6. Respondeo: Ein Christ muss nicht engagiertes Glied einer Gemeinde sein.***

Ein Christ muss also nicht engagiertes Glied einer Gemeinde sein. Er muss noch nicht einmal eine aktive Bindung an eine Pfarrei haben, wenn er nur durch die Gemeinschaft der Eucharistie und seine Haltung und Einstellung im Glauben eins mit der Kirche bleibt. Da dies so ist, erwachsen nun mehr auch etliche Anforderungen und Erwartungen an die Kirche als über den Gottesdienst hinausgehende Sozialform:

1. Die Kirche muss sich so organisieren und entfalten, dass auch die Menschen am sakramentalen und geistlichen Leben teilnehmen können, die nicht in den Gemeinden volle Beheimatung haben.

Die Katholizität unserer Kirche zeigt sich ja gerade in der Beheimatung, die wir in den Gottesdiensten in der ganzen Welt finden können. Kirche muss in dieser Weise immer sich bemühen öffentlich und offen zu bleiben. Öffentlich meint: Die Versammlungsorte müssen öffentlich bekannt sein. Kirche muss, nachdem die Kirchtürme als öffentliche Erinnerung nur noch begrenzt diese Funktion übernehmen<sup>15</sup>, ein anderes Netz der Information und Orientierung schaffen. Offen meint jedoch auch die Ästhetik ihrer Feierkultur. Bei allen kulturästhetischen Differenzierungen und auch der notwendigen Inkulturation muss sich die feiernde Gemeinde dem Gast, dem mitfeiernden Glaubensbruder/ der mitfeiernden Glaubensschwester entweder durch den Vollzug oder auch durch eine begleitende Einführung erschließen. Scharf formuliert – auch aus pastoralen Gründen, nicht nur aus liturgierechtlichen, sollte jeder Katholik erkennen, ob

---

<sup>15</sup> Zu viele Kirchen werden inzwischen gar nicht mehr im Stadtbild gesehen. Ferner sind sie viel zu oft geschlossen, weisen nicht mehr mit Sicherheit auf eine feiernde Gemeinde hin. Sie brauchen daher als Unterstützung andere Formen der Öffentlichkeit.

und wie eine Gemeinde Eucharistie feiert.<sup>16</sup> Zugleich müsste in den Kirchen eine neue und sensible Form des „Accueil“, des Empfangs gestaltet werden, die Fremde willkommen heißt, ohne sie gleich zu überfallen und zu vereinnahmen. Hierbei ist immer wieder eine Gradwanderung zu bewältigen. Die Aufmerksamkeit und der freundliche Empfang in Kirchengebäuden durch Pfarrer oder durch andere Menschen, die diesen Dienst übernehmen kann sowohl positiv angenommen werden und erste Brücken schlagen, sie kann aber auch vorhandene Anonymitätsgrenzen in unsensibler Weise überschreiten. In der von den Kapuzinern geleiteten Frankfurter Liebfrauenkirche, die wichtige Aufgaben der Citypastoral übernommen hat, gilt als wichtige Regel: Es ist immer jemand erkennbar da, der angesprochen werden kann, es wird aber gleichzeitig niemand aktiv angesprochen und aus seiner selbst entschiedenen Anonymität herausgerissen.

2. Der Gefahr der geschlossenen Gemeinden muss in Stil und Umgang miteinander entgegengegangen werden.

Gemeinden, hier ausdrücklich als überschaubarere Sozialform gemeint, brauchen sicher unterschiedliche Zeiten ihrer gruppenspezifischen Prozesse. Zeiten der Gruppenfindung und Konsolidierung wechseln ab mit Zeiten der Öffnung und der Suche nach neuen Impulsen. Eine Gefahr ist jedoch nicht zu übersehen, die Gefahr der steten Abkapselung. Selbst in klassischen Pfarreien kommt es vor, dass eine bestimmte engagierte Gruppe so sehr die gemeindliche Kultur bestimmt, dass jede und jeder schnell merkt, dass hier alle willkommen sind, die zu dieser Kultur passen, aber kein anderer und schon gar kein Fremder<sup>17</sup>. Neben allen kritischen Bemerkungen zu diesen gruppenbezogenen Prozessen muss theologisch ausdrücklich auch darauf hingewiesen werden, dass geschlossene Gemeinden ihren missionarischen Auftrag eindeutig vernachlässigen.

3. Es braucht in entsprechenden Lebensräumen kulturästhetisch differierende Möglichkeiten der gottesdienstlichen Feier und der Bildungsarbeit.

Die bislang postulierte Achtsamkeit auf die Sicherung der Einheit steht in fruchtbarer Spannung zum Entfalten der Differenz. Kirche muss in ganz eigener Weise auf die kulturästhetischen Schemata menschlichen Selbstverständnisses eingehen, kann nicht alles mit einer Einheitlichkeit ansprechen wollen. Das wussten übrigens bereits die Menschen der ersten Jahrhunderte, wie die Regula Pastoralis des Papstes Gregor eindrucksvoll belegt:

Ganz unterschiedlich müssen die Verhaltensweisen, muss die „Medizin“ für jeden einzelnen Fall sein: „ein leichter Zischton beruhigt Pferde, reizt jedoch junge Hunde. Die gleiche Arznei mildert die Heftigkeit der einen Krankheit, einer anderen steigert sie deren Triebkräfte. Und das Brot, das den Starken Kraft gibt, wirkt tödlich bei ganz kleinen Kindern. So muss auch der Prediger seine Ansprache so formen und ausrichten, dass sie einerseits den Bedürfnissen der einzelnen entgegenkommt, dass ihr andererseits jedoch die Kunst, alle zu erbauen, nicht abgeht. Was sind denn die gespannt lauschenden Herzen der Zuhörer anderes als, wenn ich so ausdrücken darf, die aufgespannten Saiten einer Zither? Um nicht Spiel und Melodie miteinander in Missklang zu bringen, schlägt sie der Künstler in verschiedener Weise an. Die Saiten geben deshalb einen harmonischen Ton wieder, weil sie zwar mit dem gleichen

---

<sup>16</sup> Dass dies betont werden muss hängt nicht zuletzt an den entstandenen Verwischungen zu anderen Formen, wie dem Wortgottesdienst mit Kommunionausteilung. Die übrige Zeit der rein experimentalen Gottesdienste ist meiner Wahrnehmung entsprechend inzwischen vorbei.

<sup>17</sup> Gerade Kreise des Neokatechumenats haben an etlichen Orten durch ein offenkundiges Elitebewusstsein gemeindespaltend gewirkt.

Plektron, nicht aber mit einem Impuls angeschlagen werden. So wird auch ein gewandter Redner, der alle Zuhörer zur gleichen Tugend der Liebe anleiten will, zwar allen die gleiche Lehre vortragen, jedoch nicht mit der gleichen Art der Rede das Herz eines jeden bewegen wollen.“<sup>18</sup>

Was Gregor für die Predigt ausführt, gilt in gleicher Weise für alle anderen Ausdrucks- und Gestaltungsformen christlicher Praxis. Nicht alle Formen sind für alle richtig und verbindlich.

Nun mag man einwenden, dass die unterschiedlichen Milieus sich in dieser Weise selbst organisieren sollten, was ja beispielsweise, wenngleich deutlich zurückgegangen über ein Jahrhundert im Verbandswesen geglückt war. Andererseits bedarf es auch einer Berücksichtigung im öffentlichen Handeln und Auftreten der Kirche. Vor allem die Gottesdienste und die Bildungsangebote bedürfen einer entsprechenden Differenzierung. Dies ist im städtischen Bereich leichter zu ermöglichen als in ländlichen zahlenmäßig niedriger besetzten pastoralen Räumen. In der Stadt kann im Sinne der Profilierung und Aufteilung jede Gemeinde ihr besonderes Feld erschließen über die Grundpastoral hinaus. Da kann an einem Ort stärker die konventionelle Volksfrömmigkeit gepflegt werden, an anderem den jugendkulturellen Erwartungen<sup>19</sup> Raum gegeben werden und am dritten Ort das Hochkulturschema im Sinne von Schulze in der Gestaltung von Gottesdiensten mit Musik und Kunst und entsprechender Predigt Platz finden. Ähnlich ist es auch im Bildungsbereich. Immer jedoch – und gerade hier wird die Rolle des Amtes deutlich, muss die Brücke zur Einheit der *Catholica* gewahrt bleiben.

4. Die Entfaltungen des Kircheseins in einem Lebensraum brauchen eine wirksame Transparenz, dass sie von „Wanderern“ entdeckt werden können.

Die postulierte Ausdifferenzierung bedarf jedoch sowohl, um im Sinne der Einheit von Kirche eindeutig zu bleiben als auch der missionarischen öffentlichen Präsenz willen ein tragendes und klärendes Netz der Öffentlichkeitsarbeit. Wenn beispielsweise in der Tageszeitung „Mannheimer Morgen“ vor Weihnachten 2001 ein eigener Bericht über die Gestaltung der verschiedenen Weihnachtsgottesdienste<sup>20</sup> erschienen ist, der nicht nur über die Zeiten informierte sondern gleichzeitig differenzierte bezüglich Zielgruppe, Gestaltungselementen und Musik, dann geht dies in die Richtung des eingeführten Postulates. Bislang ist solches Auftreten noch vom klassischen Kirchturmdenken her eher ungewöhnlich oder gar im Verdacht des Neides und der Konkurrenz abgelehnt. Andere fragen an, ob damit nicht die Bindung an die Pfarrei verloren gehe und somit der wichtigste Sozialisationsort von Kirche verloren gehe. Dies stimmt nur in so weit, dass die rein organisatorisch-rechtliche Territorialbindung aufgegeben wird, Gemeinde bildet sich stattdessen – was in den Städten längst klar ist – aufgrund ihrer Wahl und Entscheidung.

5. Im Verlauf des Symposiums stand die Frage im Raum, *wo sich bei solcher Ausdifferenzierung dann beispielsweise die Caritas anbinden könne?* Bei aller Skepsis, ob auch im klassisch rein territorialen Konzept „Caritas der Gemeinde“ immer institutionell ansetzen könne, muss ausdrücklich betont werden, dass Caritas sich an allen einzelnen Formen und Ausprägungen entfalten kann und im Sinne der Grunddimensionen der Pastoral als Diakonie anknüpfen muss. Umgekehrt

---

<sup>18</sup> GREGOR DER GROBE: *Regula Pastoralis*. Hg. U. übers. V. G. Kubis. Leipzig, 1986, nach INSTITUT FÜR SPIRITUALITÄT MÜNSTER: *Grundkurs Spiritualität*. Stuttgart: KBW, 2000, S. 236.

<sup>19</sup> z. B. Jugendkirche Oberhausen. S. Oliver HECK: TABGHA – Jugendkirche Oberhausen : Zwischen Evangelium und Jugendkultur. In: *Anzeiger für die Seelsorge* 112 (2003), H. 9, S. 15 – 19.

<sup>20</sup> Ich weiß nicht, ob dies ein redaktioneller Beitrag oder gezielte Öffentlichkeitsarbeit der Kirchen war.

gilt sogar wahrzunehmen, dass manches Mal diakonische Gruppen bereits wirksame und wichtige Elemente eines kirchlichen Netzwerkes sind, bevor sie von den klassischen Gemeindeformen her wahrgenommen werden.

6. *Wie aber nun stehen die Hauptamtlichen in solcher Differenzierung, wie Diakone, Priester und alle anderen Berufsgruppen?* Hier sind tatsächlich grundsätzlich neue Modelle zu entwickeln, die für ein vernetztes lebensräumliches Konzept hilfreich sind. So schlage ich vor, dass die Hauptamtlichen seitens der Bistumsleitungen zuerst an einen größeren pastoralen Raum, zum Beispiel der heutigen Dekanatsstruktur, gebunden werden, und im Dialog mit den einzelnen Sozialformen, Bedürfnisse, Notwendigkeiten, Kompetenzen und Zuordnungen entwickelt werden können. „Kirche im Netzwerk“ bedarf nämlich auch einer anderen Personalstruktur. Notwendig ist dabei eine weitere Qualifikation und Differenzierung der Mitarbeiter: Sie können und dürfen ihre eigenen Schwerpunkte und Begabungen, ihre Qualifikation weiter kennen und entfalten und sie einbringen in vielfältige pastorale Räume.

### ***7. Kirche als vielfältiges Netzwerk***

Netzwerk ist somit eine der zentralen Metaphern, die die Organisationsform der Kirche in unserer Zeit sein könnte. Ein solches Netz verbindet Ortsgemeinden, gemeindliche und übergemeindliche Gruppen, Vereine und Initiativen, diakonische und verkündigungsorientierte Einrichtungen und Projekte, sowie Angebote auf Zeit. Neben dem klassischen und Heimat bietenden Gemeinden hat es Raum für sehr unterschiedliche andere Sozialformen. Und das schafft weiterhin Zwischenräume: Es soll ein Netz werden, das Raum bietet für vielfach unterschiedliche Menschen in ihren differenzierten Lebenskulturen. Es soll bergenden Heimat und inspirierenden Aufbruchraum ermöglichen. Michael Hochschild beschreibt genauer, was ein solches Netzwerk ist<sup>21</sup>:

Ziel des „networking“ ist, eine Anschlussfähigkeit nach und von außen zu ermöglichen und zugleich Hort individualisierter religiöser Kommunikation zu bleiben. Das Spezifische des „Netzwerks“ ist, dass es nicht – wie oftmals missverstanden – einzelne zusammenbindet, sondern sich aus verschiedenen sozialen Einheiten gestaltet. Die Pluriformität entspricht besser den Möglichkeiten der heutigen Gesellschaft und der Entstehungsgeschichte unserer Kirche als ein Entweder – Oder.

Als Geflecht hat das Netzwerk mehr als ein Zentrum, vielmehr sind mehrere Einheiten autonom ohne gleichzeitig unabhängig von einander zu sein. Mehr Selbständigkeit ist dabei den einzelnen Einheiten zu gewähren, nicht Einstimmigkeit sondern innerkirchliche Kompromisse sind im Kontext der modernen Konfliktgesellschaft auszuhandeln<sup>22</sup>. Netzwerke funktionieren nur und in sofern, dass Austauschprozesse mit der Aufgabe der Koordination der Teilsysteme in „Knotenbildung“ organisiert werden. Verzahnung von Interaktionen ist die Grundaufgabe im Rahmen der Netzwerkpflege. „Kirche als soziales Netzwerk entsteht, wo die elementaren Handlungsebenen der Interaktion, der Organisation und der Gesellschaft miteinander verzahnt werden.“<sup>23</sup>. Netzwerke haben besondere Chancen der Integration. Sie können sowohl

---

<sup>21</sup> Vgl. Michael HOCHSCHILD: Networking: Eine Chance des Ständigen Diakonates und für die Kirche. In: *Diaconia Christi* 2003, H. 1/2, S. 5 – 20.

<sup>22</sup> vgl. Ebd., S. 7.

<sup>23</sup> Ebd., S. 8.

Substrukturen nach bürokratischem Muster, in denen Zuständigkeiten definiert, Strukturen formalisiert, Macht hierarchisch organisiert sind als auch familiäre Organisationsformen beheimaten. Vor allem Neue Geistliche Gemeinschaften sind stark nach dem Prinzip der Familialität organisiert. Der Austausch unter den TeilnehmerInnen funktioniert v. a. aufgrund informeller Beziehung, die Vermeidung von Formalisierung gehört zu den inneren Selbstverständlichkeiten. Zugleich sind personale Einflussrollen (z. B. Gründerautorität) sehr wichtig und anerkannt. Sie halten die Einheit weitgehend zusammen.

Das Netzwerk ermöglicht auch den einzelnen neben der klassischen Mitgliedsrolle in einem Subsystem auch die Bewegung im „Zwischenraum“. Insgesamt sind die Grenzen weniger scharf gezogen und somit elastischer und durchlässiger ohne die Identität des Ganzen zu riskieren.

„Mit Kirche als sozialem Netzwerk deutet sich eine Sozialform an, die die üblichen Alternativen zwischen Bürokratisierung und charismatischer Gefolgschaft umgehen will und einen anderen Weg sucht. Kennzeichen dieses Weges ist es vor allem, dass Kirche aus den Fesseln ihrer sozialen Überbestimmtheit befreit wird und ein positives Verhältnis mit dem modernen Individuum eingehen kann. Entscheidend ist: Kirche als soziales Netzwerk arbeitet den Konsequenzen der religiösen Individualisierung nicht entgegen, sondern kann darauf aufbauen und diese fruchtbar umsetzen.“<sup>24</sup>

In dieser theoretischen Verdichtung erscheint dieses Strukturmodell sicher fremd und revolutionär. Andererseits können wir auch feststellen, dass Teile längst sich etabliert haben und wenigstens zum Teil auch ohne erklärten Steuerungswillen bereits funktionieren. Sowohl die Ordensgemeinschaften, wie die Verbände durchbrechen längst die für klassisch gehaltene Sozialform der Ortspfarrei. Auch neue z. T. alternative, z. T. auch traditionalistische Gruppen haben sich längst vom Pfarrzwang etabliert. Problematisch wird es für die Einheit der Kirche jedoch, wenn die Einheit erhaltende Aufgabe der Netzkonstruktion mit ihren Kommunikationsbrücken nicht offensiv begonnen wird. Letztlich lebt ein solches Netzwerk von einer hohen gegenseitigen Achtung und Freude über die Vielfalt der Glieder des Leibes Christi.

Wesentliche Veränderungen ergeben sich in diesem Rahmen – und hier wird eine der Hauptleistungen der nächsten Zeit eingefordert – in einer Neudefinition der kirchlichen Berufsrollen und der Lebensbedingungen der konkreten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie selbst werden in unterschiedlicher Weise die Aufgabe der Netzpflege haben. Sie sind Brückenbauer (Pontifex) in vielfacher Weise, sie sind selbst Menschen, die neue Netzknoten provozieren und initiieren und sie werden in verantwortlicher Weise die Eucharistie als Einheit stiftendes Sakrament der Kirche einbringen. Wahrscheinlich wird die genauere Berufszuständigkeit noch geklärt werden müssen. Die Einheit und Verbindung stiftende Rolle ist sicher die des ordinierten Priesters, die Fach- und Begleitungsrolle die anderer Pastoraler Berufe. Den Diakonen kommt zum einen der Brückenschlag in andere gesellschaftliche Räume zu als auch die besondere diakonische Sorge nicht nur im Sinne sozialer Aufmerksamkeit sondern auch der psychosozialen, sprich der Sorge um die Einzelnen, die zu wenig Anknüpfungspunkte im Netz finden und somit vereinzeln.

## *Abschluss*

Die Fragestellung hat sich geändert im Laufe unserer Überlegungen. Aus der Frage, wie viel Gemeinde der Einzelne braucht, ist die Frage geworden, wie kann die Kirche vielen Einzelnen

---

<sup>24</sup> Ebd., S. 10.

und ihren Gemeinden jene Verbindlichkeit ermöglichen, die zur Christustreue gehört. Dies geschieht sicher auf Zukunft nicht mehr in der monopolistischen Gemeindeform, vielmehr in einer ungeahnten Vielfältigkeit, die im Netz, das Christus selber auswirft, zusammengehalten werden.